

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dabei darf auch darauf hingewiesen werden, daß die Verfechter der pazifistischen und antimilitaristischen Bewegungen sich nicht nur aus Idealisten rekrutieren.
S. M.

Bücherbesprechungen

Eine französische Stimme über die Kriegursachen.

Zu den ersten Franzosen, die sich mit heiligem Feuer und unermüdlich um die Feststellung der Kriegursachen bemüht haben, gehört **Mathias Morhardt**. Seine aus Straßburg i. E. stammenden Vorfahren ließen sich 1768 als Protestanten in Genf nieder, von wo Mathias Morhardt 1883 nach Paris übersiedelte, um fünf Jahre später in den Redaktionsstab des „Temps“ einzutreten und französischer Bürger zu werden. Ende der 90er Jahre gründete er mit J. de Pressensé eine erste Gruppe von Dreyfus-Verteidigern um die Person Emile Zola's und war 13 Jahre lang Generalsekretär der Ligue des droits de l'Homme“. Bald nach Kriegsausbruch versuchte Morhardt die Liga durch Einsetzung einer Kommission für die Schuldfrage zu interessieren. Als das fehlschlug, gründete er im Januar 1916 die „Société d'études documentaires et critiques sur la guerre“.

Morhardt widmet sich ausschließlich den Ereignissen in der Julikrise 1914 und greift nur vorübergehend auf die fernere Vorgeschichte des Weltkrieges zurück. Nach einer Reihe früherer Arbeiten stellt sein Buch „Les Preuves“*) das Ergebnis seiner 10jährigen Forschung dar. Morhardt behandelt darin bei weitem nicht die ganze Entwicklungsgeschichte der Krise, sondern er greift nur einzelne Phasen heraus, und das wird die Kritik natürlich vermerken. Dafür verdient hervorgehoben zu werden, daß Morhardt Dingen tieforschend nachgeht, die viele meist ungebührlich vernachlässigen. Hierher gehört eine eingehende Analyse des Ausgangspunktes der Krise: der Mord von Serajewo, die Pflicht Serbiens, Genugtuung dafür zu geben, das österreichische Ultimatum und die serbische Antwort darauf. Morhardt stellt mit Recht fest, daß sich die Diplomatie der Entente um das Attentat, dem der Erzherzog-Thronfolger und seine Gemahlin zum Opfer fielen, viel zu wenig gekümmert hat. Auch kann nach den neuesten Zeugnissen (siehe den Aufsatz Dr. Fr. Wiesner's in „Das Neue Reich“ — Wien vom 2. August 1924) kaum mehr bestritten werden, daß die serbische Regierung ziemlich gut um die Vorbereitungen des Anschlages wußte. Ministerpräsident Paschtsch wollte zwar das Attentat verhindern; aber da ihm das nicht gelang, wäre es eine selbstverständliche Pflicht der serbischen Regierung gewesen, nach dem Morde wenigstens die Organisatoren in Serbien zur Rechenschaft zu ziehen. Hieron ausgehend findet Morhardt das österreichische Ultimatum recht mäßig im Vergleich zu dem erlittenen Affront, und er legt ausführlich dar, daß Serbien keine einzige der österreichischen Forderungen wirklich angenommen hat.

Es ist ein Verdienst Morhardts, daß er durch fortgesetztes Drängen die Liga für Menschenrechte veranlaßt hat, Poincare zur Feststellung mehrerer Fälschungen des französischen Gelbbuches zu nötigen. Morhardt widmet diesen Fälschungen, sowie denjenigen des russischen Orangebuches eigene Kapitel. Der neutrale Leser wird vermessen, daß der Verfasser nicht dasselbe mit dem deutschen Weiß- und dem österreichischen Rotbuch 1914 getan hat. Auch das englische Blaubuch enthält Fälschungen. Dafür hebt Morhardt die deutschen und österreichischen Versuche zugunsten des Friedens hervor. Gewöhnlich wird die Sache

*) Mathias Morhardt, Les Preuves. Le Crime de Droit Commun. Le Crime Diplomatique. XXVII und 307 Seiten. Fr. 10.—. Paris, Librairie du Travail 1924.

umgekehrt gemacht. Auf jeden Fall beeinträchtigen diese Lücken leider den Wert des Buches. Doch steht die ehrliche Wahrheitsliebe Morhardts ganz außer Frage. Er würde aber noch überzeugender wirken, wenn er in einer Neuauflage die vermerkten Lücken ausfüllen würde.

Mit Recht ergeht sich Morhardt über den italienischen Vermittlungsvorschlag, der eine gute Lösung bot, aber vernachlässigt blieb. Auch hat er recht, wenn er sich über die russische allgemeine Mobilmachung, die Geburtsstunde des Weltkrieges, eingehend verbreitet. In der Tat hat Rußland den Sinn und Wortlaut des russisch-französischen Bündnisvertrages überschritten und Frankreich in den Krieg gezogen. Einige der französischen Machthaber wollten es gar nicht anders und erleichterten Rußlands Entschluß. Morhardt erhebt schwere, wohlbegründete Anklagen gegen Poincare und Genossen; auch gegen Viviani. Im übrigen erkennt M. die Gesetzmäßigkeit der auf die Rückforderung von Elsaß-Lothringen gerichteten Politik Poincares an. Am verächtlichsten erscheint Morhardt die hinterhältige, überaus egoistische Politik Großbritanniens.

Ich stimme Morhardt darin bei, daß der Völkerriede nur durch die Wahrheit wiederhergestellt werden kann. Durch seinen zähen Eifer, seinen Spürsinn und seine scharfe Logik hat sich Morhardt unbestreitbar um die Aufhellung der Kriegursachen hochverdient gemacht, wenn auch die Grundlage seiner Ausführungen nicht immer haltbar erscheint. Morhardt ist überzeugt, daß Frankreich und Deutschland friedlich nebeneinander leben können. Möge das Buch viele Leser in diesem Sinne finden.

Hermann Luß.

Entgiftung.

Es gibt Leute, die gegen alle retrospektive Nachkriegsliteratur mißtrauisch geworden sind. Ich zähle mich selbst zu ihnen, denn ich habe mit ihnen die Erfahrung gemacht, daß die meisten dieser Erinnerungsbücher subjektive Rechtfertigungsversuche darstellen. Solche Versuche, die Gegenwart bloß zu benützen, um damit die Vergangenheit umzudeuten, halte ich für wertlos, weil sie uns nicht weiter helfen.

Mit diesem Argwohn der politischen Unfruchtbarkeit schlug ich auch zwei Bücher auf, die mir in den letzten Tagen ungefähr zu gleicher Zeit unter die Augen kamen: ein westschweizerisches im französischen Originaltext und ein englisches in deutscher Übersetzung. Beide stehen zueinander in dem Zusammenhang von Aktion und Reaktion. Das welsche gibt Feststellungen über Art und Umfang des unwürdigen Dienstes am Auslande, und das englische zeigt, warum und wie es dazu kam. Keines von ihnen aber vertriecht sich mit der Last der Gegenwart in die Vergangenheit wie der Hund mit seinem schlechten Gewissen in die verlassene Ecke. Beide verwerten das Gewesene nur, um mit ihm das Vorhandene zu fassen und sie beschäftigen sich mit dem Vorhandenen nur, um aus ihm das Künftige anzudeuten; beide verankern sich in konkreten Fällen nur, um aus diesem realen Material Allgemeines zu entwickeln.

Diese zuverlässig dokumentierte Erhöhung ins Allgemeine und die Kraft zur Anweisung in die Zukunft heben die beiden Werke über die gewaltige Nachkriegspapierflut hinaus. Sie bieten das Wertvollste, was ein Buch bieten kann: Anregung zum Nachdenken.

Es ist aber nicht nur anregend, sie zu lesen, es ist heilsam, sie zu studieren. Ich möchte dieses aufmunternde Werturteil mit einem Beispiel verdeutlichen, das mir gerade mit unwiderlegbarer Wirklichkeit „bei der Hand ist“. Vor einiger Zeit lag ich im Grippefieber, das Fieber ging vorbei, aber die Rückstände im Körper lähmen heute noch die Arbeitsfreiheit meines rechten Armes mit einem bedenklichen Schreibkrampf. Es ist mir bisher nicht gelungen, den Infektionsprozeß und die Art des Krankheitsgiftes so genau festzustellen, daß ich Mittel und Wege finden könnte, seine letzten Reste zu entfernen; so bleibe ich denn einstweilen weiter gehemmt. Unser schweizerischer Volkskörper befindet sich in einer vorteilhafteren Lage, und zwar wesentlich zufolge der beiden ange-

kündigten Bücher. Sie zeigen, wie das Gift, welches unserm politischen Habitus das Kriegsfieber anwarf, infiltriert wurde, wie die Rückstände noch wirken, wie sie aussehen, wo sie sitzen, wie sie herausgebracht werden können und was man von allgemein angepriesenen Heilmitteln zu halten hat. Welcher Freund vaterländischen Wohlergehens wollte eine solche Diagnose nicht kennen lernen, um für die Anwendung des Rezeptes, das sich daraus ergibt, zu wirken und vor (politischen) Quacksalbereien zu warnen, die der verhöckten Nachkrankheit nicht gewachsen sind? Als Beleg für das Lohnende solcher Aufmerksamkeit mag die folgende kurze Besprechung der beiden Bücher dienen:

Aldo Dami, Examen de Conscience, La presse romande; 197 Seiten.*)

Der Verfasser Aldo Dami ist Ausländer, aber in Genf geboren und in Genf aufgewachsen. Sieben mutige und wahrheitsliebende Junggenfer geben ihm in einem programmatischen Geleitwort das Zeugnis „qu'il se sente Suisse dans son coeur“. Dieses Zeugnis wird durch Unlaß und Zweck des Buches bestätigt und durch jede seiner Seiten gehärtet.

Echt schweizerische Sorge ist die Mutter des Unternehmens: „Le mal, disons-le tout net, c'est la ruine de l'esprit national“. Diese Tatsache wird für Genf festgestellt. Der Erforschung ihrer Ursachen und der Mittel zu ihrer Behebung widmet Aldo Dami seine reich dokumentierte Arbeit, die weder Schonung noch Kompromiß kennt, weil sie der Wahrheit dient.

„Das Übel kommt davon, daß wir darauf verzichtet haben, für uns selbst zu denken, um fortwährend für Andere zu denken,“ sagen die Junggenfer, die dem Buch zu Gebatter stehen. Dami aber sagt, daß selbst nach dem Urteil der Pariser, die Genf seit 1914 wieder besuchten, „Genève était plus française que la France“, und „daß die deutschfeindlichsten Völker Europas die Pariser, die Elsäßer und — die Welschschweizer wären“ (S. 7/8). Mit unentwegter Offenheit umschreibt er dieses Beweisthema näher: Genf, dem einst ein freies Urteil über alle Weltereignisse eignete, ist seit Kriegsbeginn nicht nur dem kulturellen, sondern auch dem politischen Übergewicht Frankreichs erlegen. Man glaubt bei jeder Gelegenheit das Schicksal der Schweiz in demjenigen Frankreichs aufgehen lassen zu müssen (S. 17), man bildet sich ein, daß die Schweiz — natürlich die welsche mit Frankreich gemeinsam — nicht nur den Krieg, sondern auch den Frieden gewonnen habe (S. 11/12). Darum ist für Genf alles Deutschland, was nicht Frankreich ist. Darum verschließt man sich nicht nur den Stimmen, die aus London und Rom kommen, sondern gibt der Entente die Ratschläge, welche Frankreich wünscht. Darum haßt man nicht nur Deutschland bis zur Vernichtung, sondern beschuldigt alle jene, welche vom Gotthardvertrag bis zum Zonenabkommen rein schweizerische Interessen zu vertreten sich unterfingen, sie würden deutsche Interessen verfechten; schon die bloße Andeutung „au point de vue suisse“ wird als Ausfluß der deutschen Propaganda betrachtet (S. 12).

Mit solchen Worten, die aus dem Buche genau übersetzt sind, zeichnet Dami die politische Mentalität Genfs bis ins Jahr 1924 hinein. Diese Mentalität hat sich seiner Erfahrung nach unter dem Einfluß der welschschweizerischen Presse gebildet, die sich technisch, politisch und zum Teil auch finanziell und moralisch dem gouvernementalen Frankreich auslieferte. Mit hochinteressanten Tatsachenmitteilungen, für die der Verfasser die Verantwortung übernehme, wird der Beweis für diese Behauptung geführt.

Während man „La Nation“ verdammt, als sie schließlich in russisches und deutsches Gold hineinglitt, weil sie sich nicht mehr zu halten vermochte, blieb das französische Gold von jeder Kritik verschont. In aller Stille ging „La Tribune de Genève“, die bisher neutral war, im Sommer 1917 an ein angeblich französisch-schweizerisches, in Wirklichkeit französisches Konsortium, über; der berühmte Nachtredaktor, der die französischen Defaitisten brandmarkte, um die Abtrennung des Berner Jura zu einer „Fédération romande sous le

*) Erhältlich im Buchhandel zum Preise von 2.50 Fr.

„protectorat de la France“ zu propagieren, wandelte die Tribune zu einem Pariser Kopfblatt um; ein anderer Pariser wurde mit der lokalen Berichterstattung betraut, ein dritter Franzose für eine andere Rubrik eingestellt; Frankreich bezahlte diese Herren nicht, es „interessierte sie nur à certaines affaires“; die Beziehungen der Redaktion zum französischen Konsulat wurden immer enger, die bezahlte französische Propaganda etablierte sich in den Spalten des Blattes, um darin sogar noch fünf Jahre nach dem Waffenstillstand fortzuwirken! Der (inzwischen verstorbene) Chefredaktor von „La Suisse“ organisierte nach seiner Rückkehr von einem Besuche beim englischen Propagandachef Lord Northcliffe und bei der englischen Flotte, in Genf die englische Propaganda, er kaufte mit englischem Geld eine bestehende Zeitschrift und „wandelte sie um“.

Aber nicht nur diese verschleierte „direkten französischen Aktionen“ beraubten die welsche Presse ihrer Unabhängigkeit. Ebenso schlimm, weil sozusagen die ganze welsche Presse erfassend, ist die journalistisch-technische Abhängigkeit von Frankreich. Das System des Ausschneidens aus französischen Zeitungen und der übermächtige Einfluß der Agentur Havas im welschen Informationsdienst haben zur Folge, daß die welschen Zeitungen nur die verschiedenen französischen Nachrichten und Meinungen publizieren, über das, was bei andern Nationen ist und geht, aber nur vernehmen, was ihnen Havas serviert; dieser Mangel wird durch den Korrespondentendienst nicht etwa korrigiert, sondern noch vergrößert und vertieft. Der französische Korrespondent der welschen Blätter ist immer ein Franzose, ihr Korrespondent in Rom und Berlin dagegen ist immer ein francophiler Welschschweizer, in London haben sie im allgemeinen keinen Korrespondenten (eines der welschen Hauptblätter hatte seinen Londoner Korrespondenten zurückgerufen, als Frankreich und England schlecht standen, als es wieder besser wurde damit, ernannte es einen Attaché der französischen Gesandtschaft in London an seiner Stelle); in anderen Ländern, so in Wien und Athen, besorgen Korrespondenten französischer Blätter zugleich auch die welschschweizerischen Zeitungen. Andererseits sind zahlreiche Redaktoren welscher Blätter zugleich auch Korrespondenten französischer Journale, um Gegendienst zu leisten.

So ist die welsche Presse nur ein Füllhorn für französische Wünsche und Meinungen; mit einer formellen Ausnahme: auch das tschechoslowakische Pressebureau in Bern bearbeitet die welsche Presse mit Meldungen und Wünschen der „Kleinen Entente“ in bemerkenswerter Aktivität selbst und intensiv. Aber von Frankreich und seiner affilierten Miniaturentente bekommt die welsche Presse nur das zu wissen, was gouvernemental ist. Während sie über die deutsche Opposition (Defaitisten Verlach, Stilgebauer u.) glänzend unterrichtet ist, wußte sie von den linksfranzösischen Daten, selbst von der Existenz des Leitblattes Heriots bis vor kurzem nichts!

Ist es verwunderlich, daß die welsche Presse unter der Fuchtel dieser gouvernemental-französischen Diktatur, zum Teil heute noch, die Sprache einer ehemals kriegführenden Partei führt, daß sie Frankreichs Freunde (wie Masaryk) fetiert, Frankreich unangenehme Leute (wie Lloyd George, Mac Kenna, Mitti, Stresemann selbstverständlich) verkleinert, daß sie nur — aber dann ausführlich — bringt, was das offizielle Frankreich von ihr erwartet und daß sie verschweigt, was diesem unangenehm ist, wie etwa Frankreichs riesige Bewaffnung, seine fieberhafte Geschäftigkeit in den Zeughäusern und die formidablen Zahlen seiner Flugzeuge?

„Wir (Welschen) kennen das Ausland nur durch Frankreich, und niemals direkt“, und „man hat den Eindruck, daß unsere (welschen) Zeitungen gegenüber einem einzigen Staat (Frankreich) immer eine wohlwollende Ausnahme machen“, ist das Fazit, das Dami aus seinen Beobachtungen über die außenpolitische Einstellung der welschen Presse zieht.

Er belegt dieses Urteil durch Mitteilungen und Beispiele nicht nur aus der „Tribune“, der „Suisse“, sondern auch aus dem „Journal de Genève“ und dem „Courrier de Genève“. Noch mehr: in einem dialektisch geradezu

glänzenden und mit unanfechtbaren Argumenten durchsetzten Kapitel überführt er die welsche Presse ihrer flagranten journalistischen Neutralitätsverletzung, indem er die Probleme der ausländischen Politik vom neutralen Schweizerstandpunkte aus verifiziert. Sehr geschickt erinnert er daran, wie 1870/71 die Welschschweizer ihre Sympathien nach Preußen richteten, die Deutschschweizer nach Frankreich und wie dann diese prachtvolle welsche Unabhängigkeit durch jahrelange Bearbeitung vom Westen her so sehr zermürbt wurde, daß sich die Westschweizer selbst mit der Erklärung betrogen, zuerst sei Belgien verletzt worden, dadurch seien sie belgophil, dadurch germanophob und erst dadurch francophil geworden, während bei ihnen in Wirklichkeit die Francophilie das Ursprüngliche war, wodurch sie germanophob und dann erst belgophil wurden; sonst hätten sie wohl den rumänischen Länderraub, die Verwüstung Ostpreußens etc. nicht so ruhig hingenommen. Er stellt dann die welsche Beweihräucherung des Friedensvertrages von Versailles bloß, indem er auf den Widerspruch zwischen dem Prinzip der Nationalstaaten und den Plebisziten, auf die Vergewaltigung der 22 Millionen „Minderheiten“ in der Versailler Staatenordnung, auf die willkürliche Zerstückung der ökonomischen Einheiten (Oberschlesien, vgl. die jüngste Rede Mac Donalds!) aufmerksam macht und die tragische Enthüllung wagt: „Alle diese ungeheuerlichen Viechereien (scheuen wir das Wort nicht, es heißt im Französischen bêt(e)-ises) sind in Paris begangen worden, um den grünen Tisch herum, vor gefälschten Karten, wie die Propaganda sie ausgehängt hatte, ... so enthielt die rumänische Karte Eisenbahnlinien, die gar nie existiert haben.“ Er folgert: „Man sollte in der Schweiz nicht müde werden, die französisch-poincaristische Politik zu kritisieren und mit aller Strenge zu prüfen; der ganze Eifer unserer jungen Generation und ihre ganze Kraft sollte der Erfüllung des großen Werkes dienen: der Revision der Friedensverträge.“ Deshalb müssen wir von der Entente ablassen, die ihre eigenen Prinzipien im Stiche ließ, indem sie in den Krieg zog, um Deutschland zu besiegen und die deutsche Idee der Gewalt und des Unrechtes, aber zwar Deutschland besiegte, die Idee der Gewalt und des Unrechtes dagegen zu der ihrigen machte.

„A Genève donc, notre devoir est de parler librement“, mahnt Dami in Zusammenfassung seiner Betrachtungen über Genfs internationale Mentalität, und er befolgt diese Mahnung selbst treu und unbeirrbar in Bezug auf die schweizerischen Außen- und Innenprobleme. Mit demselben Freimut, womit er beweist, daß das Elsaß von jeher rein alemannisch-deutsches Kulturgebiet war und bleibt, verteidigt er die allerdings spezifisch lokal gedämpfte Kulturgemeinschaft Genfs mit Frankreich, und mit feinsinniger Psychologie versteht er es, uns für die reizbare Seele der Minderheiten empfänglich zu machen. Auf diesem Boden fühlt er sich sicher genug, um zuzugeben, daß der „Graben“ hauptsächlich durch die Schuld der welschen Intellektuellen aufgerissen wurde, indem diese die politischen Probleme zu kulturellen zu verfälschen und den Blick für die politischen Realitäten zu trüben vermochten. Er überzeugt seine begehrlichen Welschen, daß die Schweizerische Heeresleitung aufs Beste bestellt, in der auswärtigen Delegation des Bundesrates und im Bundesrat selbst die romanische Schweiz schon rein zahlenmäßig über Gebühr vertreten sei, und sarkastisch fragt er, ob es nicht genug sei, wenn die welsche Schweiz beinahe das ganze diplomatische Korps für sich allein besitze?

Ja, Dami hält diese französisch infiltrierte westschweizerische Präponderanz in der Leitung unserer Landesangelegenheiten sogar für gefährlich! Seit dem Waffenstillstand habe sich der Bundesrat auf die Fährte der Schwäche und der Nachgiebigkeit gegen außen begeben, sodaß man kaum mehr von einer auswärtigen Politik sprechen dürfe, wenn man damit das tapferere Verhalten Hollands in der Auslieferungsfrage vergleiche. „Welch' starke Position hätten wir heute, wenn wir nicht zugelassen hätten, daß unsere alten Verträge durch den Versailler Vertrag in Frage gezogen werden und wenn wir jede Diskussion über die Zonen zum vorneherein abgelehnt hätten“; die Pariserreisen unserer Staatsmänner haben uns mindestens ebensoviel geschadet wie die

fatale Rußlandreise des Herrn Grimm! Und heute noch beleiße sich der Bundesrat übereifrig (il exagère), „dem Siege zu Hilfe zu eilen“, und Herr Motta habe in Genua und im Völkerbund nie eine Gelegenheit versäumt, sich zu verneigen. Alles in allem: „Das 20. Jahrhundert sieht den Bundesrat furchtsamer als je zuvor!“

Nur in einer Atmosphäre, welche eine solche Politik bereitet, war es nach der Ansicht Dami's möglich, daß in Genf aufgefordert wurde, für das Zonenabkommen zu stimmen „pour sauver la France“ und daß ein schweizerischer Unterhändler der Zonenkonvention im Cercle franco-suisse in Genf (!) erklären konnte: „Ceux ci qui combattent la Convention, sont des ennemis — de la France!“ Dami apostrophiert eine solche Mentalität mit Recht: „Si c'est être anti-suisse que d'être anti-français, il n'y a plus de difference entre la Suisse et la France“, und er stellt mit Genugtuung fest, daß es seit dem Waffenstillstand die deutsche Schweiz ist, welche täglich die Ehre des Landes rettet.

Mit derselben pikanten Vorurteilslosigkeit wertet Dami in zwei besonderen Kapiteln auch die westlichen und östlichen Außenprobleme vom gutschweizerischen Standpunkte aus, um, erfüllt von der Kraft seines eigenen Wahrheitsmutes, sich zu dem Glauben zu bekennen, die Stunde sei da, die Genf aus seinem Franzosentaumel ins reale Schweizerbewußtsein zurückwecken werde.

Das ist auch unser Wunsch und unsere Hoffnung, und wenn die Schrift Dami's zu ihrer baldigen Erfüllung beiträgt, hat ihr Verfasser sich um das Land reichlich verdient gemacht. Das Zeugnis hohen persönlichen Mutes wird man ihm jetzt schon geben dürfen. Er hat Dinge ausgesprochen, die wir Deutschschweizer bisher nicht auszusprechen wagen konnten, ohne der Störung des inneren Friedens geziehen zu werden. Wir haben uns denn auch in unserer Besprechung objektiv an das Buch selbst gehalten und in seinen eigenen Ausdrücken gesprochen. Das politisch wertvolle Detail und das geschichtlich reizvolle seiner Argumentationen aber, denen wir im großen ganzen, mit Ausnahme der vielleicht zu gutgläubigen über die gegenwärtige Wirkungskraft des Völkerbundes (vgl. unten!), glauben zustimmen zu dürfen, wird erst beim Studium des Werkes selbst offenbar, dessen Genuß durch ein klares und geistvolles Französisch erhöht wird.

Das Buch ist nicht nur den Gen fern zur Gewissensforschung zu empfehlen, es wäre sehr zu wünschen, daß vor allem auch die deutschschweizerischen Mitglieder der Neuen Helvetischen Gesellschaft und last not least unsere Herren Bundesräte und Parlamentarier diese „andere Seite der anderen Seite“ gründlich kennen lernen und diese Erkenntnis verwerten würden!

Sir Campbell Stuart, R. B. C.: Geheimnisse aus Crewe House, die Geschichte eines hervorragenden Feldzuges (207 Seiten), ins Deutsche übersetzt von Korvettenkapitän Walther Köhler, Verlag Theodor Weicher, Leipzig.

„Crewe House“ war das Hauptquartier der englischen Kriegspropaganda, die von Viscount Northcliffe vom Februar 1918 an auf Aufforderung des englischen Premierministers organisiert wurde. Sir Campbell Stuart, Ritter des Ordens vom britischen Kaiserreiche, der Verfasser des Buches, war Northcliffes Stellvertreter in der Leitung dieser Propaganda. Ein kompetenter Mann gibt also authentischen Aufschluß über Dinge, die für die Liquidation des Weltkrieges und die „Neuordnung der Welt“ bestimmend waren — und geblieben sind. Das Buch ist umso wertvoller, weil es nicht zu den üblichen „Verhüllungen“ gehört, sondern mit beinahe zynischer Offenherzigkeit enthüllt und auch offizielle und offiziöse Aktenstücke teils ganz, teils im Auszug dem Urteil preisgibt.

Die politische Bedeutung dieser Veröffentlichung ist zum vorneherein dadurch dokumentiert, daß sich der Verfasser des deutschen Geleitwortes und der deutsche Übersetzer über seinen Wert streiten! Der erstere bewundert die große englische Propagandatat und bedauert, daß Deutschland ihr nichts Gleichwertiges

entgegenzustellen hatte; der letztere klagt, daß das deutsche Volk nicht stark genug gewesen sei, der englischen Propaganda zu widerstehen.

Die beiden streitenden Deutschen beweisen dadurch, wie sie nach der Vergangenheit richten wollen, daß sie den Erkenntniswert dieses Buches nicht erfüllt haben, weil ihnen vermutlich das Empfinden für das fehlt, was ihm ungewöhnlichen Gehalt verleiht: die eminente politische Überlegenheit. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die Entente den großen Krieg nicht durch Waffengewalt, sondern durch ihre überlegene Politik gewonnen hat, so wäre er durch dieses Buch geleistet. Und wenn man nach dem Geheimnis sucht, warum diese Politik den Ausschlag gab — das politisch großzügige England hatte dabei die Führung —, so findet man es in diesem Buche: die Kriegshandlung ist zeitlich begrenzt, der Krieg muß einmal aufhören. Darum ist wichtiger als der Krieg, was nach ihm kommt: das politische Ziel. „Wir müssen nicht nur den Krieg gewinnen, wir müssen auch den Frieden gewinnen,“ sagte Northcliffe in seiner entscheidenden Rede zur Gründung der interalliierten Propagandakommission am 18. August 1918 (S. 135 des Buches). Dieses „was sein wird, ist wesentlicher als das, was ist“, macht die verbende Kraft meisterlicher Politik aus, der klar erfaßte Zukunftsgedanke wirft die Gegenwartsgedanken in den Staub. Weil die englische Politik von diesem „Was nachher?“ beseelt ist, vermögen wir aus dem, was uns über englische Politik im Jahre 1918 mitgeteilt wird, auch unsere bindenden Schlüsse auf 1924 und 1930 zu ziehen.

Und „Crewe House“ enthüllt uns tatsächlich nicht nur literarische Kriegstricks, sondern hohe Politik. Das kommt daher, daß die englische und alliierte Kriegspropaganda nicht nur im Rahmen der Politik arbeitete, welche ihr von den alliierten Kabinetten vorgezeichnet wurde, sondern daß die Propagandakommission selbst aktiv Politik machte, durch ihre Arbeit den Kabinetten den Weg wies. Ja, in den wichtigsten Fragen ist die Propagandakommission die bestimmende Schrittmacherin gewesen. „Propaganda ist eine aktive Form der Politik,“ sagte Northcliffe (S. 69 des Buches), und er hat danach gehandelt. Nicht die Regierung, sondern die Propagandakommission brachte Italien und die Oststaaten dazu, dem „östlich-zentraleuropäischen Bund von der Ostsee zum Schwarzen und Adriatischen Meer“ zuzustimmen; nicht die Regierung, sondern die Propagandakommission schuf die allgemeinen Friedensbedingungen, nicht die Regierung, sondern die Propagandakommission warf den Völkerbundsgedanken in die Welt und gab ihm die endgültig Form. So bekommen wir mit dem Buche Einblick in den folgenschweren Londoner Vertrag von 1915, in die Verträge über die Schaffung der kleinen Entente, so sehen wir, warum das deutsche Staatssystem angegriffen, sein Kaiser aller Schuld bezichtigt, wie Österreich von innen heraus aufgelöst wurde — und warum der Völkerbund mit dem Friedensvertrag kam und warum er in dieser Form kam.

Das Buch vermittelt uns hochinteressante Einblicke in die Drechslerwerkstatt des Friedens und in die Zimmerwerkstatt des Völkerbundes. Der naive Glaube, der großmütige Wilson habe uns den Völkerbund wie ein reiner Lor als Graal übers Meer bringen wollen, wird gründlich zerstört. Gedanke und Statut des heutigen Völkerbundes stammen von Herrn H. G. Wells, der im Mai 1918 die Aufforderung Lord Northcliffes, die Propagandaliteratur gegen Deutschland anzufertigen, annahm und gleich ein Aktionsprogramm aufstellte, in welchem auch der ganze heutige Völkerbund im Detail kargelegt ist. Herr H. G. Wells ist (s. e. o.) Canon Doyle, der Verfasser der Sherlock-Holmes-Romane. „Crewe House“ überrascht uns also mit der Neuigkeit, daß tatsächlich auch der heutige Völkerbund eine Sherlock-Holmes-Schöpfung ist. Ebenso romantisch wie seine Herkunft, ist sein Zweck nach „Crewe House“. Herr Wells sagt darüber in seinem Expose (S. 53) wörtlich:

„Das deutsche Gemüt ist besonders empfänglich für systematische Feststellungen. Die Deutschen sind gewöhnt, nebeneinander geordnete Projekte zu

bespochen und zu verstehen. Die Ideen, die in den Worten: „Berlin — Bagdad“ und „Mitteleuropa“ verkörpert sind, sind ihnen restlos klar gemacht worden und bilden nun die Grundlage des deutschen politischen Denkens... Diesen Ideen haben die Alliierten noch keinen umfassenden und einleuchtenden Entwurf einer Weltorganisation entgegengesetzt. Es gibt kein Gegenstück auf Seiten der Alliierten zu Raumanns „Mitteleuropa“, das die neutrale (!) und die deutsche Presse als einen praktischen Vorschlag besprechen könnte. Dieses Gegenstück müßte ohne Verzug durch kompetente alliierte Schriftsteller (!) geschaffen werden. Es würde eine wirkungsvolle Grundlage für die Propaganda bilden und ganz von selber arbeiten.“

Dann folgt der sozusagen endgültige Entwurf des Herrn Wells für den heutigen Völkerbund.

Diese überraschende Kunde über die Autorschaft des Völkerbundes klingt glaubwürdiger als die Version von der Wilsonschen, wenn man in dem Buche (S. 142) den kompetenten amerikanischen Vertreter in der maßgebendsten Kommission der Alliierten am 14. August 1918 noch sagen hört, er und seine amerikanischen Mitarbeiter „nähmen an der Konferenz als Schüler teil und hätten das ernste Bestreben, von den Leuten mit Erfahrung zu lernen“!

Ebenso interessant wie die Entstehungsgeschichte ist der Entstehungszweck des Völkerbundes: er wird offen als alliiertes Propagandagegenprojekt anerkannt, um die Neutralen zu fördern und die Deutschen zu demoralisieren! Die Folgerung aus dieser allerauthentischsten Interpretation des Völkerbundsprojektes zu ziehen, wie sie der Urheber selbst gibt, überlassen wir dem Leser.

Auf jeden Fall ist diese Einsicht für uns die wichtigste am ganzen „Crewe House“. Nahe berührt uns immerhin auch noch, daß „Crewe House“ u. a. erwähnt: eine italienische Kriegsnachrichtenstelle in Bern (S. 32), engste Berührung der englischen Propagandaabteilung mit den slowakischen, tschechischen, polnischen, rumänischen Führern und Organisationen in neutralen Ländern (S. 33), die besondere Wirksamkeit der Propaganda in neutralen Ländern (S. 55), die frei und offen geführte Propaganda mittels der Auslandsdeutschen in der Schweiz (S. 68), Veröffentlichung von Interviews mit britischen Männern des öffentlichen Lebens in neutralen Zeitungen (S. 82), Artikel über britische Fortschritte in deutschschweizerischen Zeitungen (S. 82), eine Serie von „Londoner Briefen“ nach der Schweiz, die den Eindruck erwecken sollten, als seien sie in deutschfreundlichem Sinne geschrieben (S. 83), daß „Neutrale in hervorragenden Stellungen jeder Art in den Bereich heilsamen persönlichen Verkehrs einbezogen wurden“ (S. 88) u. u., sodaß also Hindenburg nicht ganz unrecht hatte, wenn er in einem Tagesbefehl (S. 92) sagte, es würden auch in der Schweiz Gerüchte herumgeboten, die bestimmt seien, die innere Widerstandskraft Deutschlands zu brechen!

Nicht nur via Propagandavölkerbund, sondern auch durch direkten Mißbrauch hat also die Schweiz der Entente so willig Dienerschaft geleistet, daß wir es verstehen können, wenn man auf jener Seite oft Mühe hat, uns nicht mehr als bloße Diener zu behandeln.

Das sind wertvolle Auslesen aus „Crewe House“, die uns direkt berühren. Darüber hinaus enthält das Buch eine reiche Fülle politischer Anregung, vor allem gezielte Praktika über die Psychologie der Politik und nachdenklich stimmende Berichte über bezahlten Verrat an eigenem Volkstum, der u. a. auch nach „Crewe House“ den von diesem organisierten Zusammenbruch Österreichs verursachte.

Die Geheimnisse aus „Crewe House“ sind ein nützliches Bademecum für harmlose Neutrale, die begeistertsten Schwunges über das Parkett der internationalen Politik tanzen wollen.

W a d e n.

H a n s R a s c h l e.

Aus der neuern Tessiner Geschichte.

E. Weinmann: Geschichte des Kantons Tessin in der späteren Regenerationszeit 1840—48. Zürich 1924.

Die Anteilnahme an den Verhältnissen und Schicksalen der italienischen Schweiz ist bei uns im Wachsen begriffen. Das kommt bereits auch in den Arbeiten der deutschschweizerischen Geschichtsforschung zum Ausdruck. Wir besitzen bereits eine Reihe von Untersuchungen über die Zustände im Tessin im Mittelalter und in der Landvogtzeit. Auch das letzte Jahrhundert ist nicht vergessen worden. Schon vor längerer Zeit hat Heinrich Gubler das erste Jahrzehnt der Regeneration behandelt.*) Die vorliegende Arbeit bringt nun die eingehende Schilderung dieses für die heutige Schweiz und den heutigen Tessin grundlegenden Zeitraums zum Abschluß. Für die Restauration 1815—30 findet man eine ziemlich ausführliche Darstellung der Tessiner Verhältnisse in Dehslis' bekannter „Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert“, Bd. II.

Der ganze Zeitraum von 1815 bis 1848 bringt keine weltbewegenden Ereignisse. Er bedeutet für den Tessin eine Zeit des Auf- und Ausbaus. Die kantonale Verwaltung erhielt bestimmte Gestalt, die wirtschaftlichen Verhältnisse erfuhren manche Förderung, vor allem durch die Herstellung eines großen Straßennetzes. Die Finanzen besserten sich, das Militär erhielt eine, wenn auch nur äußerst dürftige Gestaltung. Sozusagen neu geschaffen und auf eine achtungswürdige Höhe gebracht wurde das Erziehungswesen.

All das vollzog sich unter lebhaften politischen Kämpfen. 1830 mußte das selbstherrliche Regiment der Landammänner einer demokratischen, aber gemäßigten Regierung weichen. Diesem ersten Umsturze folgte die Ausscheidung der heute noch maßgebenden Parteien der Katholisch-Konservativen und der Liberalen. Ihr Kampf um die Macht wurde nicht nur mit dem Stimmzettel ausgetragen, sondern Putsche und Pütschchen, Strafexpeditionen, Einkerkelungen und Verbannungen spielten eine große Rolle. Es war eben genau so wie in den übrigen Kantonen, nur noch etwas lebhafter und wechselvoller.

Diese kantonale Entwicklung erfolgte natürlich gleichlaufend mit der eidgenössischen und ausländischen Bewegung gleicher Art. Die eidgenössischen Angelegenheiten wurden dabei auch für den Tessin je länger je wichtiger. In den Jahren der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Freisinnigen und Merkmalen war der Tessin einer der Schicksalskantone. Er wurde dadurch und durch seine Lage zwischen dem Sonderbund und Österreich stark in das in- und ausländische diplomatische Spiel hineingezogen. Die Freisinnigen schwangen bekanntlich obenaus und der Tessin befand sich im Sonderbundskrieg auf der Seite der Mehrheit. Wie es ihm im Kriege selbst erging, hat in diesen Blättern (Zg. I, Heft 12) der damalige Leutnant und spätere Bundesrat Bavier sehr anschaulich geschildert.

Die Teilnahme des Tessins an dem Kampfe um die Errichtung des Bundesstaates bildet den interessantesten Abschnitt in dem Buche Weinmanns. Dieses schließt mit der Einführung der neuen Bundesverfassung. Leider streift es eine andere, mindestens so wichtige und gerade für die heutige Zeit wieder bedeutungsvolle Seite der damaligen Tessiner Geschichte bloß: Den Anteil an der italienischen Unabhängigkeitsbewegung. Bekanntlich hatte die italienische Schweiz an deren Vorbereitung und auch an den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 einen erheblichen Anteil. Diese Ereignisse verspricht uns Weinmann in einer Fortsetzung seiner Arbeit zu behandeln. Hoffentlich geschieht es bald.

Einstweilen sei aber doch darauf hingewiesen, daß sich in jener Zeit manche bezeichnende Parallele zu heutigen Ereignissen findet, wenn auch mit vertauschten Rollen! Die Einführung der neuen Bundesverfassung brachte den Übergang mancher kantonaler Rechte und Finanzquellen an den Bund. Der Tessin glaubte sich dadurch wirtschaftlich benachteiligt und jedenfalls zum Teil mit Recht. Es kam deshalb zu heftigen Auseinandersetzungen und man sprach sogar von der Abtrennung von der Eidgenossenschaft. Der Konservative Galli

*) Geschichte des Tessins von 1830—1841. Zürich 1906.

erklärte da z. B.: „Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo wir uns erinnern könnten, daß wir Italiener sind!“ (Weinmann, S. 175). Es ist eben alles schon dagewesen! Sektor Ammann, 15

Mussolini und der Fascismus.

Wenn Thomas Carlyle heute leben würde, so würde er des italienischen Ministerpräsidenten sicherlich Erwähnung tun als eines Beispiels seiner aristokratischen These von der überwältigenden Bedeutung des „Helden“ gegenüber der Bedeutungslosigkeit der geführten Masse. Denn kein Großer von heute ist seit Lenins Tod so das Alles eines Systems, wie es der Schmiedesohn aus der Romagna in seinem Fascismus ist. So wenigstens schildert uns der deutsche Historiker **Ferdinand Güterbod** in seinem Buche „**Mussolini und der Fascismus**“, 1923 im Wieland-Verlag München erschienen, Person und Bewegung.

Mussolini begegnet uns da als Lehrer, radikaler Sozialist, fanatischer Republikaner, der, als Erbarbeiter verdienend, in die Schweiz geht, um Sozialwissenschaften zu studieren. Als sozialistischer Propagandist macht er sich einen Namen. Der Verdacht anarchistischer Umtriebe führt zu seiner Ausweisung. Er geht nach Triest als Redaktor einer italienischen, irredentistischen, republikanischen Zeitung. Hier weist ihn Osterreich aus und dieses Ereignis macht ihn, den internationalen Sozialisten, zum nationalgesinnten Italiener. 1912 arbeitet er am „Avanti“. Bei Kriegsausbruch fordert er mit den andern Sozialisten die Neutralität Italiens. Aber innerhalb Monatsfrist schwenkt er um. Er scheut den Konflikt mit Redaktion und Partei nicht: seine klar vertretene Interventionsforderung führt zum Ausschluß und zur Gründung eines interventionistischen Sozialistenblattes. Der „Popolo d'Italia“ ist bald der ärgste Kriegsheizer und wenn dessen Redaktor Mussolini auch nicht den Eintritt Italiens in den Krieg auf der Seite Frankreichs herbeigeführt hat, so hat er ihn doch beschleunigt. Er verdankt diesen Erfolg seiner Gründung, den „Fasci Interventista“, die ihm weiter beistehen, den Kriegswillen zu erhalten und mit ihm die Regierung kritisieren, die nicht genug für den Krieg vorgeht. Die Fasci terrorisieren die neutralistischen Versammlungen der Sozialisten und Giolittianer. Dann ruft Italien seinen Sohn an die Front. Verwundet kehrt er heim, nimmt den Kampf auf gegen die Verzichtspolitik Bissolatis, gegen die Alliierten, welche Italien nicht alle Früchte des Krieges ernten lassen, vertritt die Interessen der Kriegsteilnehmer und eifert gegen die schwache Regierung und gegen die internationalen Sozialisten. Er weiß sich Anhänger zu werben, indem er eine nationale Gewerkschaftsbewegung schafft. Doch er ist noch nicht Staatsmann, erst begabter Journalist.

Die außenpolitischen Fragen treten zurück; die innere, soziale Bewegung gärt. Mussolini arbeitet ein radikales sozialistisches Programm auf nationaler, demokratischer Grundlage aus; er verbreitet es mit Hilfe seiner in „Fasci di Combattimento“ umgewandelten Verbände. Die Sozialisten besetzen Fabriken: die Fascisten beginnen ihre Konkurrenten mit Dolch, Bombe und Ricinus zu behandeln. Man zählt zu dieser Zeit (1920) 800 Fasci mit 100,000 Mitgliedern. — 1921 bringt Neuwahlen: 35 Fascisten ziehen ins Parlament ein. Doch dieses ist grundverdorben; es lohnt sich nicht, sich in demselben herumzustritten. Mit dem Bürgerblock hat man gemeinsam im Wahlkampfe gestanden; mit den Sozialisten verträgt man sich weidlich; die schwache Regierung ist der Feind.

August 1922: Die Fascisten verfügen über 800,000 Mitglieder. Mussolini kündigt den Sozialisten den Burgfrieden auf. Der Sozialist von ehemals ist wieder Volksredner geworden: die Regierung überlasse das Land seinem Schicksal und den Fabriken besetzenden Kommunisten, eine starke Regierung müsse heran, die Nation bedürfe der Führung und da niemand sie übernehme, müsse sich der Fascismus derselben bemächtigen. Sein neues Programm findet bei den Industriellen, bei den Klerikalen Anklang; die monarchistischen Kreise stehen ihm sympathisch gegenüber, denn er hat sich mit der Krone vertragen. Die

Massen jubeln ihm zu, denn er verspricht, Parlament und Stimmrecht beizubehalten.

Gegen die Bürgermeister von Bozen und Trient wendet sich seine Probemobilisation. Sie fällt gut aus und die Faschisten werden militärisch organisiert. Eine Heerschau in Neapel überzeugt Mussolini, daß auch der Süden mit ihm geht. Facta fühlt sich angesichts der Rüstungen des Faschismus seiner Ministerpräsidentenschaft nicht mehr gewachsen, demissioniert, und die Faschisten rücken in Rom ein. Mussolini begibt sich zum König und empfängt den Auftrag zur Kabinettsbildung.

Das ist Güterbocks Bild von Mussolini, dem Sozialisten, Republikaner, Nationalisten, Interventionisten, dem oppositionellen Parlamentarier und siegreichen Diktator: eine gutgefügte Geschichte des Faschismus, am Werdegang seines Begründers, seiner Seele, geschildert.

Anderes faßt Fritz Schotthöfer das Thema in seinem „Il fascio, Sinn und Wirklichkeit des italienischen Faschismus“ (Frankfurter Societätsdruckerei, 1924). Mit der Feder des reisenden Publizisten sozialdemokratischer oder demokratischer Observanz schildert Schotthöfer den italienischen Boden, die Parteiverhältnisse, die Geschichte des letzten Dezenniums, Person und politische Schulung Mussolinis, dessen Erfolge und Widerstände, die alle zusammen zum Produkte Diktator Mussolini und Faschismus beigetragen haben. Der politische Schriftsteller holt weiter aus, sieht mehr und mißt an geläufigern Maßstäben als der objektive Historiker Güterbock. Daß er dabei in seiner Kritik oft zu weit geht, stört nicht, weil er die Schwächen der Bewegung schlagwortartig zu skizzieren weiß.

Wie stellt sich Mussolini nach der Lektüre beider Arbeiten uns dar? Er ist die personifizierte Opportunität: rascher Gefinnungswechsel zeichnet ihn aus. Und doch können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß seine folgenreichste Schwenkung vom internationalen Sozialisten zum sozialen Nationalisten durchaus ehrlich ist. Denn ein sozialer Nationalist ist Mussolini heute noch. Die jüngsten Versuche, mit den Gewerkschaften anzuknüpfen, erweitern nur seine herkömmliche Politik der fascistischen Gewerkschaften. Das tiefste Verankerte im Wesen Mussolinis bleibt das Interesse für das wirtschaftliche Wohlergehen des italienischen Volkes, vornehmlich seiner breiten Masse. Staatliche Unabhängigkeit und Macht ist ihm hiefür selbstverständliche Voraussetzung. Alles andere, ob Monarchie oder Republik, ob Demokratie oder Diktatur, hat formalen Charakter, ist Nebensache: man kann auch sozialer Nationalist sein, ohne die Disziplinlosigkeit und politische Unproduktivität des demokratischen Parlamentarismus in Kauf nehmen zu wollen.

Mit Recht höhnt Schotthöfer, daß dem Faschismus die begründende Staatslehre fehle. Das stimmt; doch ist nicht gesagt, daß es immer so bleibe. Er hat so wenig wie Güterbock beachtet, daß eine Bewegung die ganze Welt durchläuft, die im Faschismus nur die spezifisch italienische Ausprägung fand. Einer spätern Zeit wird es vielleicht vorbehalten bleiben, den Faschismus mit jener gemeinhin reaktionär bezeichneten Bewegung in den verschiedensten Ländern Europas in Zusammenhang zu bringen, die sich durch eine entschieden nationale und sehr stark sozialpolitische Note auszeichnet, in ihrer Wirtschaftsphilosophie aber durchaus vorliberal und in ihrer Soziologie antiindividualistisch ist.

Hans Mettler.

Aegypten im Altertum.

Die Besprechung eines Werkes über das alte Agypten*) in diesen Hefen bedarf einer kurzen Rechtfertigung. Die geschichtliche Bildung des zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschulten Geschlechtes hörte bei den alten Griechen auf (oder begann dort); was man darüber hinaus vernahm, waren ungeordnete

*) Ermann: Agypten und ägyptisches Leben im Altertum, neu bearbeitet von Hermann Ranke, Tübingen 1923.

Einzelheiten, zum Teil nebelhafte Vorstellungen von geheimnisvollen Kulte und einer ungeheuer nach dem Jenseits gerichteten Lebensführung. Seither hat sich der Erkenntnistrieb dem Osten viel mehr zugewandt. Man hat nicht nur seine Kunstwelt entdeckt und schwelgt darin wie früher in den Werken des Griechentums; man hat auch seine neuen Lieblinge, wenn schon die Auswahl nicht gerade groß ist, und besonders den feyerischen Pharaonen, Amenophis IV. als den Schnathon zu seinem Helden erkoren. Und als nun gar das Grabmal des Tutenchamen (in etwas kinomäßiger Aufmachung) entdeckt wurde und als Spengler sein gewaltiges Bild des ägyptischen Wesens zeichnete, da verdichtete sich die Neugier zu einem ernstern Wissenstriebe, dem nun das oben genannte Werk in wünschenswertester Weise entgegenkommt. Seine erste Auflage ist zwar schon im Jahre 1885 erschienen und wurde lange, eben aus jenen Gründen, von der größeren Schar der Gebildeten nicht beachtet, trotzdem es eine sehr bedeutende Leistung eines deutschen Gelehrten war. Wurde es doch geschrieben, ohne daß der Verfasser in Agypten selbst gewesen war und von einem Manne, der bis dahin ausschließlich grammatische Studien betrieben hatte. In seiner ganzen Anlage, in seinen vorsichtigen Urteilen und seiner leicht welt= (nicht nur fach=) männischen Darstellung ist das Buch Ermanns durchaus frisch geblieben und gibt von dem alten ägyptischen Volke, seiner Lebensführung, seiner staatlichen Verhältnisse, seiner Tätigkeit, seiner Religion, Wissenschaft, Kunst und Literatur eine Vorstellung, auf die man sich verlassen darf. Trotz der vielen Entdeckungen, die seither erfolgt sind. Diese Bewertung stützt sich darauf, daß der neue Herausgeber, ein Agyptologe vom Fach, sich eben zu einer zweiten Auflage veranlaßt gesehen und dabei im Wesentlichen die alte Fassung wiedergegeben hat. Das Neue, also z. B. die wichtigen Funde von el Amarna, der Gründung Amenophis IV., ist selbstverständlich hineingearbeitet worden. Aber das Ganze ist doch Ermanns Werk geblieben, dessen eigentliche Größe in der Auscheidung des Zu vielen und der Zusammenfassung zu einer einheitlichen Darstellung besteht. Für die Abbildungen sind zum größten Teil die alten Umrisszeichnungen beibehalten worden, da sie lehrreicher als die Abbildungen nach Photographien sind, indem sie eben das Wesentliche hervorheben und weil das eigentliche Leben aller orientalischen Kunst in der Umrisszeichnung deutlich hervortritt; doch fehlen auch jene nicht, auf vierzig besondern Tafeln. Ermann hält sich von allen gewagten Vermutungen und freien Ausmalungen fern; er betrachtet die alten Agypter mit nüchternen Augen; ganz reizvoll sind seine Beschreibungen und erklärenden Erzählungen nach den überlieferten ägyptischen Denkmälern. Der Eindruck, der von diesem Volke ausgeht, ist kein ganz großer. Es fehlen die starken Persönlichkeiten: man hat nur Typen vor sich wie den König, den Priester, den Bauer u. s. w. Die Kunst, vor allem die Plastik, freilich bedeutet uns viel, aber die Religion eröffnet uns keine gewaltigen Aussichten. Wer etwa auf die Enthüllung von Unendlichkeiten gespannt ist, wie J. J. Bachofen sie zu geben verstanden hat, z. B. in seinem Orkos, dem Seilflechter, der ja auch im ägyptischen Kulte vorkommt, der wird bei unserm Buche enttäuscht sein. Die zünftige Wissenschaft will von solchen Spekulationen offenbar nichts wissen, oder dormalen noch nicht. Dafür bleibt man bei Ermann auf festem Boden für ein festes Wissen um das alte Agypten und gerade die gesicherten Ergebnisse der heutigen Forschung sucht man ja bei einem Werke wie dem vorliegenden; und das wird eben in zuverlässiger Weise geboten.

Gerhard Boerlin.

Büchernachlese zum Kant-Jubiläum.

Das Schrifttum, welches zum Kant-Jubiläum erschien, war, so weit es uns zu Gesicht kam, nicht eben grundstürzend. Das liegt wohl einerseits daran, daß im vergangenen halben Jahrhundert die Kant'sche Philosophie derartig nach allen Richtungen durchgearbeitet worden ist, daß es heute tatsächlich nicht ungeschwierig sein dürfte, betreffs dieses Themas noch eine wesentlich neue Auf-

fassung beizubringen. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß die philosophische Bewegung der letzten fünfzehn Jahre sich mehr und mehr in eine Richtung wirt, der in gewisser Weise dieselben Faktoren zu Grunde liegen, welche auch zu Kants Zeiten selbst den Gedanken über die Kant'schen Positionen hinausdrängten. Genau wie damals ist besonders die jüngere Generation „des trockenen Tones satt“; aller philosophischen Bedenklichkeit zum Trotz will sie das Wesen selbst in seiner letzten Stichhaltigkeit ergreifen. Sie will Erkenntnis und nicht nur Erkenntnistheorie, welche ja jederzeit schon sich selbst voraussetzt. Da ist es denn sehr verdienstlich, einmal das auch unter diesem Gesichtspunkt Bleibende an Kant aufzuzeigen — ohne zu viel von dieser Entwicklung schon in Kant hineinzulegen, was im vorliegenden Falle schon durch deren grundsätzliche Ablehnung verunmöglicht wird. In seinem neuen Buche „Kant als Philosoph der modernen Kultur“ *) führt Heinrich Rickert zwei interessante und wertvolle Gesichtspunkte durch. Die moderne Kultur beruht nach seiner Darlegung auf der Differenzierung der einzelnen Gebiete des Geistes bei Selbständigkeit von deren Prinzipien gegeneinander. Hierzu liefert Kant die theoretische und formale Grundlage. Er verselbständigt das praktische und in diesem Sinne irrationale gegen das theoretische Gebiet, ohne dieses zu Gunsten des ersteren herabzusetzen. Und die letzte Einheit der Kultur wird wenigstens andeutungsweise in der Zentralität der irrationalen Setzung angelegt, welche dem theoretischen und praktischen Gebiete gemeinsam ist und von Fichte in diesem Sinne weiter ausgebildet wird. Rickert lehnt ab, von hier noch weiter zu gehen und in der Richtung der nachkantischen Philosophie diese Einheit der Kultur inhaltlich oder wenigstens nach ihren Einzelformen auszumalen, da dies sein Thema, nämlich Kant, überschreite. Aber diese Begrenzung des Themas ist wohl nicht nur äußerlich motiviert. Es ist bekannt, daß Rickert in scharfer Kampfstellung besonders gegen die Form steht, in welcher die nachkantische Zeit jene Einheit gegenständlich zu geben versuchte, gegen die Dialektik. Auch in der vorliegenden Schrift wendet er sich zum Schluß nicht ohne eine gewisse Gereiztheit gegen die Tendenz, diese Philosophie zu erneuern. Man hat aber häufig diesbezüglich den Eindruck, daß Rickert sich vor die Dialektik eine Windmühle stellt, um sie desto erfolgreicher zu bekämpfen. Niemals hat irgend jemand sozusagen Verantwortliches die Andersheit in dem Sinne zur Gegensätzlichkeit umgedeutet, daß das Eine gegen ein gleichgültiges Anderes als negativ oder widersprechend abgehoben würde. Sondern das Andere wird vom Einen abgehoben im Sinne des Widerspruchs von Einheit und Andersheit, Einheit und Mannigfaltigkeit, Einheit und Vielheit. Sieht man die Sache so, so ist die Dialektik, die polare Bewegung zwischen den beiden Seiten der Opposition unvermeidlich, da dann der logisch radikale Widerspruch wie auch das aufeinander Angewiesensein seiner Seiten evident ist. Sieht man die Sache nicht so, so denkt man einseitig objektivistisch und rationalistisch, daran kann auch die starke Hervorhebung des Irrationalen nichts ändern, welche Rickert in dieser Schrift vornimmt, ohne es allerdings in ein wesenhaftes inneres Verhältnis zum Rationalen zu setzen. Es verrät eine persönliche Konstruktion, bei welcher die philosophische und gerade logische Aufstörung noch nicht bis zum letzten Grunde des Ich hinabreicht, wenn man glauben kann, mit schroffen Auseinanderreißungen der Grundprinzipien auskommen zu können, über deren bloße Unterscheidung Rickert auch dieses Mal nur unbeträchtlich hinauskommt. Eine solche tut weder dem tief wesentlichen Einheitsbedürfnis des Denkens genug, noch auch der vorherigen Spannung zwischen den bis in ihr Letztes hineingetriebenen Einzelpositionen, die durch diese äußerste Zuspitzung erst die Einheit hervorbrechen lassen. Für Rickert ist das Rationale immer noch ein Inhaltliches. Er kontrastiert die reine Wissenschaft, der er inhaltlich absolut und zeitlos geltende Sätze zuschreibt, mit der etwas von oben herab behandelten „Kultur“, welche die Summe des zeitlich Bedingten umfaßt. Uns will eher scheinen, daß alles Inhaltliche bedingt ist, und unbedingte Gültigkeit nur

*) Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen.

Forderung, Form, regulative Idee bedeutet, welche sich niemals rational einem einzelnen Inhalt fest beigelegt. Auch gegen die einfachsten physikalischen Gesetze besteht inhaltlich die positivistische Kritik zu Recht und notwendig, apriorisch ist darin nur die Forderung der Gesetzmäßigkeit überhaupt.

Und wie derart Rickerts Rationales irrational getrübt ist, so ist sein Irrationales rational getrübt. Das Irrationale, wie es Rickert in seine Philosophie einstellt, ist ein schon von vornherein stark wissenschaftlich Infiltriertes und Domestiziertes; es ist eben „Kultur“ und nicht Leben, und gibt rationalisiert Kulturwissenschaft, nicht Geisteswissenschaft. Geist ist das bewußt gewordene Leben. Ungemein zutreffend und dankenswert ist Rickerts Polemik gegen die selbstgefällige Popularphilosophie, welche sich auf Grund einer primitiven Gegnerschaft gegen Wissenschaft und System heute allerorts in einem „intuitiven“ Moralisieren über Lebensweisheit gefällt — das mit allem bestenfalls persönlichen Erlebnischarakter nur auf ein plattes Aneinanderreihen von halbverdauten Reminiszenzen aus den GröÙen der Vergangenheit hinausläuft, darauf, das zum tausendundeinsten Male schlecht zu sagen, was vorher tausendmal gut gesagt worden ist, wovon nichts zu wissen sich der betreffende Verfasser viel zugute zu tun pflegt. Aber mit dieser Polemik allein ist es noch nicht getan. Das Denken muß durch die strenge wissenschaftliche Schulung hindurch, es muß sich mit allen Doktrinen seiner Vorgeschichte auseinandersetzen, um daran Selbstkritik und Selbstklärung zu lernen. Jedoch diese wissenschaftliche Formung des Denkens darf trotzdem nicht als spanischer Stiefel erscheinen, der ihm von außen angelegt wird. Es ist nicht Sache einer speziellen Methode und einer einzelnen, gewissermaßen willkürlichen Ein- und Umstellung, durch welche das Denken in die wissenschaftliche Philosophie eingeführt wird, sondern es ist sein tiefstes Wesen selbst, welches dahin fortstrebt. Und dasselbe Wesen ist es, das über die reine Methodologie zu den Gegenständen des lebendigsten Lebens wiederum zurückdrängt. Nur wer durch die Wissenschaft hindurchgegangen ist, hat das Recht, in in letzter Zulänglichkeit über das Leben zu philosophieren. Aber wer diesen Weg gemacht hat, hat nun auch die Pflicht, dann zum Leben zurückzukehren — um diese Schritte einmal in solcher Schematik zu trennen —, denn das Leben im weitesten Sinne ist der einzige Sinn, Gegenstand und Ziel des Denkens. Und daran fehlt es bei Rickert durchaus. Er erschöpft sich allzu oft in einem sterilen methodologischen Selbstgefühl, welches, um sich nicht mit den wissenschaftlich unsauberen, irrationalen und dialektischen Gegenständen des eigentlichen Lebens verunreinigen zu müssen, fortgesetzt mit sich selbst beschäftigt bleibt. In der ewigen Erkenntnistheorie wird nichts mehr erkannt, sondern um dem Gegenstand in seiner Gemischtheit zu entfliehen, geht man in die radikal entgegengesetzte Richtung: Man sucht die Erkenntnis der Erkenntnis der Erkenntnis u. s. w. Und ebenso ist es mit der Methode der Methode der Methode. Große Selbstverständlichkeiten werden mit Umständlichkeit und Wichtigkeit auf ihre Methodik hin analysiert; man kann aber auch in dieser des Guten zu viel tun. Es handelt sich eben letztlich doch nur darum, was mit der Methode geleistet wird, und hiervon gibt das vorliegende Buch keinen durchaus vorteilhaften Begriff. Die ermüdend breiten Überlegungen von „bewußt einseitigen und unvollständigen“ Einstellungen stehen zu den wirklichen Ergebnissen in einem bemerkenswerten Mißverhältnisse, und wir können daraus nicht die Überzeugung gewinnen, daß das kräftige Selbstgefühl dieser Art von Wissenschaftlichkeit aus Abstinenz gegenüber einer Erkenntnisweise berechtigt sei, welche sich, ohne der Strenge des Denkens Abtrag zu tun, doch das Leben in seiner Ganzheit und Ungebrochenheit zum Vorwurf setzt und das damit erst in seiner Schärfe gegebene Problem des Verhältnisses von Rationalem und Irrationalem als das wirkliche Problem des Denkens und — meinetwegen — der Erkenntnistheorie voll und ganz auf sich nimmt. Man muß um jeden Preis etwas gegenständlich Vollsinniges und Wesenhaftes erkennen, und die Widersprüche, mit denen man dabei behaftet bleibt, als die immanenten Widersprüche des Denkens in Kauf nehmen, das heißt durch immer erneutes sich selbst in den Gegenstand überspringen den

Widerspruch wenigstens immer fortschieben. Wer sein Pfund der Vernunft vergräbt, aus Angst, es in den Ozean des Irrationalen zu verlieren, ist kein Philosoph letzter Gläubigkeit.

Eine ungemischtere Freude kann man an einer neuen Schrift des Basler Philosophen Joël haben; allerdings hat er auch seine Aufgabe etwas minder weit gespannt und sie „**Kant als Vollender des Humanismus**“¹⁾ genannt. Unter Humanismus wird hier eine Einstellung verstanden, welche den Menschen in den Vordergrund stellt. Wir zählen seine Schrift mit zum Wertvollsten, was die Kantfeier brachte. Es ist dem Verfasser weitgehend geglückt, gemeinverständlich zu sein, ohne der Tiefe Eintrag zu tun, nicht zuletzt dank seines glänzenden, auf seine Abschattungen eingestellten Stils, mit dem er in immer neuen Gedankenarabesken die Grundpositionen Kants umspielt und dem Bekanntesten noch eine neue Wendung abzugewinnen weiß. Mit großer und ehrlicher Begeisterung wird die unvergängliche Größe der Kant'schen Lehre verlebendigt. Diese schöne Einheit von Technischem und Menschlichem verdeckt einige Punkte, an denen bei näherem Zusehen eine Beanstandung doch kaum zu vermeiden ist. Die Grenze der Kant'schen Aufstellung, insbesondere gegenüber unserer heutigen doch wohl wesenhafterweise mehr universalistischen Auffassung hätte deutlicher hervorgehoben werden müssen. Wenn auch Kant in seinen grundsätzlichen Momenten über den Dualismus zwischen Subjekt und Objekt, Stoff und Form hinaus eine wirkliche Synthese sucht, so ist in der Breite seiner Formulierungen doch das Alte noch mächtig, der Rationalismus und die Aufklärung, welche das stofflich-objektive Prinzip dem formal-subjektiven restlos und ohne ihm eine Eigenbedeutung zu belassen, unterwirft. (Die Aufklärung ist nicht, wie Joël beinahe anzunehmen scheint, subjektivistisch im Sinne eines irrationalen und inkommensurablen Individualismus, sondern nur eines rationalistischen und bloß numerischen Individualismus. Wo der erstere in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auftritt, handelt es sich nicht um Aufklärung, sondern um die sehr wohl abgegrenzten Anfänge der romantischen Bewegung, welche bis ins 17. Jahrhundert zurückgreifen.) Infolgedessen hat das Kant'sche Lebensgefühl eine asketisch-stoische Färbung, und diese sucht Joël mit glänzender Dialektik zu verteidigen. Aber welchen Sinn hat es für einen Philosophen, männlich gegen weiblich, Willen gegen Gefühl, Funktion gegen Substanz als absolut auszuspielen — denn er wird mit einem solchen absoluten Monismus weder theoretisch noch praktisch wirklich Ernst machen wollen noch können. Alle wirklichen Probleme beginnen erst da, wo der Dualismus beginnt und nicht abgeschnitten wird. — Von diesen Dualismen aus wird dann mehrfach eine Beziehung auf Basel und die Schweiz gesucht, welche aber einen etwas herangequälten Eindruck macht. Was insbesondere den überaus problematischen Begriff „Freiheit“ anlangt, so wäre diese vielleicht in dem Preußen Friedrichs des Großen, in welchem Kant lebte, größer als in den damaligen verkücherten Oligarchien der Schweiz, worüber Joël gerade in dem von ihm mehrfach angeführten Werke Wernles über den schweizerischen Protestantismus im 18. Jahrhundert Belehrendes nachlesen könnte.

Der Zürcher Professor Freytag gibt im Glockenverlag zu Zürich eine **vollständige Auswahl aus Kants Schriften**²⁾ heraus, in der Hauptsache die Erneuerung einer schon vor fünfviertel Jahrhunderten zu Kants 75. Geburtstage erschienenen Anthologie von einem sächsischen Lehrer, der im wesentlichen Aufklärer geblieben war und infolgedessen für das moralisch-religiöse Element bei Kant zuvörderst sich interessierte — welches allerdings ja doch vielleicht, wenn auch nicht in dieser Umweglosigkeit, auch Kant selbst die Hauptsache bedeutete. Natürlich ist so kein irgendetwas abgerundetes und zulängliches Bild zu geben, aber das ist wohl populär überhaupt unmöglich, sondern erforderte unter allen Umständen weitgehende Bereitschaft zu wissenschaftlicher Vertiefung. Die Ausgabe bietet also das billigerweise zu Erwartende. Die von Menzer

¹⁾ Derselbe Verlag.

²⁾ „Kant für jedermann“.

herausgegebene Kant'sche Vorlesung über Ethik, welche eine ausgebreitete Einzelausführung der moralischen Prinzipien vornimmt, sowie die Anthropologie hätten berücksichtigt werden sollen. Das Nachwort bringt einen Abriß der Biographie. — Ein Schriftchen von **Gottfried Bohnenblust**, „**Kant und die Kunst**“ (Verlag von Curti, Luzern), vermittelt einen Grundriß der Kant'schen Ästhetik, welcher ohne beunruhigende Vertiefung das Wesentliche in brauchbarer und eingänglicher Form darbietet.

Schon früher erschien ein Druckheft von **Zidendraht**, „**Kants Anschauungen über Krieg und Frieden**“.*) Es ist recht wertvoll, Kants diesbezügliche Lehren einmal übersichtlich zusammengestellt zu sehen, und insofern ist die Schrift verdienstlich. Erstaunlich bleibt dagegen, daß der Verfasser diese Lehren ohne jede Kritik für die Gegenwart sich zu eignen zu machen scheint. Bei der in der deutschen Schweiz weitverbreiteten Gefinnung eines verschwommenen und dem tiefen Ernst des Problems nicht gerecht werdenden bürgerlichen Internationalismus und Pazifismus ist es an sich kaum wunderbar, daß selbst die Genfer Abrüstungsverhandlungen hier nicht aufzuklären vermochten, wie selbst gutgläubige Aufstellungen dieser Art nur als feinere und unwahrhaftigere Formen des kompakten Machttriebs der Mächtigen benützt werden, welche ihre äußere Macht durch die moralische Macht eines Menschheitsinteresses, das seltsamerweise immer mit dem ihrigen zusammenfällt, zu stützen wünschen. Menschlich wie philosophisch artet das zu einer unfrommen Moralhybris aus, vor welcher dem der irrationalen Untergründe alles Geschehens und Wertens Bewußten ein tiefer Schauer nicht fehlen kann. Rein philosophisch belehrt uns gerade Rickerts oben besprochenes Buch, daß die Kant'sche Ethik lediglich durch die Einführung sozialer Wesenheiten als überindividueller Einheiten Inhalt gewinnt, welche Träger eigenen Rechts und eigener Imperative sind und nicht in den Atomismus der Aufklärung aufgelöst werden können. Diese Autonomie der korporativen Organismen hat dann Fichte systematisch zur praktischen Flottnachung seines monistisch-individualistischen Grundprinzips benützt, und in diesem Sinne deutet Rickert die Kant'sche Ethik aus.

Erich Brock.

Kritik der Presse

«An Appeal to Fair Play».

Mit Rußanwendung auf uns selbst.

Heute, nach den Ereignissen der letzten Wochen, braucht man auch dem Schweizer Leser nicht erst klar zu machen, was es mit der „Schuldfrage“ — deutlicher „Kriegsschuldfrage“ — auf sich hat. Nun, in Sachen „Schuldfrage“ hat kürzlich ein Deutscher einen Aufruf erlassen, wie ihn der Titel nennt, einen Aufruf an das englische Volk. Es ist ein Deutscher, der dazu das Recht hat, da er dieses Fair-Play seit dem Kriege gegenüber England wie auch allen anderen Gegnerstaaten seines Vaterlandes walten ließ, und zwar gerade in jenem Schuldfragenkampf, in dem sonst gar so gern, auf allen Seiten, mit jeder Waffe gefochten wird. Es ist Hermann Lux in München, den Lesern dieser Zeitschrift keineswegs unbekannt; nebenbei bemerkt, ein echter Demokrat, von Hause aus, nicht vom November 1918 her (wie denn, was man bei uns meist nicht weiß, alle namhaften Vorkämpfer in der Schuldfrage nicht der Rechten, jedenfalls nicht der äußersten Rechten angehören!).

Wenn ich das Gebaren überdenke, das kürzlich, als die Schuldfrage plötzlich „offiziell“ geworden, unsere Presse und besonders „unser erstes Blatt“, die „*Neue Zürcher Zeitung*“, zeigte, da wollte mir jenes Wort vom Fair-

*) Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen.